



Feierabend



Die Visitenkarte.

Von Richard Quisenbred.

Nachdem das Unglück geschehen war, ging der Oberbuchhalter Jörensens tagelang mit Gedanken schwer belastet umher. Er zermartete seinen Kopf so sehr, daß die Zahnräder, die er berufsmäßig darin aufzubewahren hatte, in größte Unordnung kamen; die Feder zerbrach, das Tintenfaß fiel um. Die Schreibmaschinen tönnten eine mißliche Melodie. Die Stenotypistinnen, die vorher nett und zuvorkommend gewesen waren, sanken auf das Niveau alter Eulen herab. Wie konnte so etwas vorkommen? Das Rätsel wurde um so größer, je länger man sich mit seiner Lösung beschäftigte. Jörensens bekam Angst vor sich selbst. Hatte er eine zweite Natur, von der er nichts wußte? Lebte in ihm ein Gespenst, das sich manchmal von ihm ablöste, ihn verließ, auf eigene Faust handelte und erlebte? Wenn es das gab, wenn sich wirklich so etwas ereignete, konnte man sich über die schlimmsten Ausgänge nicht wundern.

Mutter Jörensens wurde aus ihrem alten Pflichtmenschen noch weniger klug als er aus sich selber. Hin und wieder sauchten sich beide wie zwei wilde Katzen an. Der Hausstand geriet in einen Zustand der Verzweiflung. Türen knallten, Löffel fielen herunter. Die erwachsenen Kinder blieben fort, weil sie sich sagten, der Alte müsse wahnsinnig geworden sein.

Was war geschehen? Die Straßenbahn, die elegant und frischlackiert dahinfährt, ist an der ganzen Affäre unschuldig. Jörensens begrüßt den Schaffner wie an anderen Tagen auch, aber es ist doch ein besonderer Gruß. Dieser Schaffner, der einen schweren Dienst tut, ist ein unbekümmerter unbelasteter Mensch. Jörensens ist dies seit zwei Wochen nicht mehr.

Jörensens hat sich nie um fremde Mädchen gekümmert; er ist — wie erwähnt — verheiratet, hat erwachsene Kinder.

Aber vor zwei Wochen — an einem Donnerstag — geschah Folgendes. Jörensens saß in der Straßenbahn und ärgerte sich, daß er keinen Fensterplatz erwischt hatte. Er saß mißmutig in den Gang des Wagens, wo Bissetknäuel herumlagen. Warum reinigte man das nicht? Verbraucht die Gesellschaft soviel Geld für die Gehälter ihrer Direktoren? Jörensens legte eine dicke Falte auf

seine Stirn und wußte, daß er nun bedeutend aussah. Keiner sollte es wagen, sich ihm zu nähern, ihn anzusprechen.

Er fühlte dabei eine ungewohnte Unruhe; es war wie der Beginn einer Krankheit, einer Grippe, eines schnell ansteigenden Fiebers. Etwas rührte ihn an, keine Hand, nichts Materielles. Als Jörensens aussah, blickte ihn ein Mädchen an, eine Blondine, die in einem eleganten Pelzmantel gewickelt, den Fensterplatz innehatte, den er nicht erwischt konnte.

Dreißig Jahre ernsthafter pflichtbewusster Arbeit versinken wie nichts, wenn die Stunde des Schicksals geschlagen hat. Jörensens fühlte sich von dem Blick des Mädchens so ergriffen, daß er schauderte. Es ist unmöglich zu schildern, was in ihm vorging. Wie durch die Gewalt eines Blizes war sein Leben in zwei Teile gespalten. Es gab jetzt einen Jörensens, der behauptete, ein Oberbuchhalter zu sein, und es war da ein anderer, der die tollsten Pläne in seinem Kopf wälzte.

Der andere Jörensens sagte sich: „Jetzt ist die Zeit der Abrechnung mit dem langweiligen Beamten-dasein gekommen. Jetzt wollen wir tanzen, flirten und elegante Kleidung tragen. Wir wollen den grauen Alltag verlassen, in eine Bar gehen und einer Flasche Sekt den Hals brechen. Es können auch zwei Flaschen sein, es kommt nicht mehr darauf an.“

Lächelte das Mädchen? Erriet sie, was in Jörensens vor sich ging? Jörensens, der sich nicht mehr kannte, stieg hinter ihr aus und sprach sie an. Sie fand darin nichts besonderes, sondern nahm sein Verlangen, sich abends an einem bestimmten Platz, unter einer bestimmten Uhr zu treffen, mit Gnade auf. Jörensens strahlte. Im Bureau sprangen die Zahlenreihen vor seinen Augen, aber die Resultate stimmten. Die Welt war eine einzige große Freude. Daß ihm alten Graukopf noch so etwas passieren mußte! Daß sich noch ein junges Ding fand, daß sich mit ihm amüsieren wollte! Nicht auszuwenden. Mit Gleichgültigkeit und einem leichten Widerwillen dachte Jörensens an seine Familie zurück; er hängt sich ans Telefon und teilte wichtig mit, er käme erst spät nach Hause. Es seien noch wichtige Ar-

beiten zu erledigen. Während er den Hörer in der rechten Hand hielt, ballte er die linke zur Faust. Er stellte sich auf die Zehen, seine Stimme hatte einen rostigen Ton. Die große Aufregung ließ sich doch schlecht verbergen. Er — der alte Oberbuchhalter Jörensens — hatte eine Geliebte, eine blonde, blauäugige bepelzte Frau.

Wenn Jörensens an diese Vorgänge zurückdachte, so verzieh er sich jede kleine Geste; alles erklärte sich aus begreiflicher Aufregung. Wenn ein Mensch dreißig Jahre lang den gleichen Trotts gemacht hat und nun zum erstenmal ein Erlebnis verdaut...

Alles verzieh sich Jörensens, nur nicht die Dummheit, die er in dem Lokal gemacht hatte. Man könnte Schlimmes vermuten, aber im Grunde war es etwas sehr Lächerliches. Wenn es nur nicht durch die besonderen Umstände ein Gewicht bekommen hätte. Jörensens konnte Else gegenüber nicht als Buchhalter auftreten. Aus jedem Film geht hervor, daß man wenigstens Direktor sein muß, wenn man abends mit einer Frau hinter einer Flasche Sekt sitzt. Hinzukam, daß Jörensens äußerlich wie ein Direktor aussah, er hatte nicht im geringsten etwas Verstaubtes, Starres oder Abgegriffenes an sich. Zum Beweis dafür, daß er sein eigener Chef sei, überreichte er feierlich eine Visitenkarte. Das Glück kam ihm merkwürdig zu Hilfe; der Chef vertraute ihm so, daß er ihm Einblick in seinen Privatschrank gestattete. Ein Griff in dieses Heiligtum förderte die Visitenkarten zutage. Wenn man sich als Bankdirektor ausgeben will, muß man Beweise dafür haben. Eine Karte, die man zufällig bei sich trägt, die man nachlässig auf dem Tisch liegen läßt oder leger überreicht, kann nicht ohne Eindruck bleiben.

Die Visitenkarte war auch nicht ohne Eindruck geblieben; Else zuckte zusammen, Jörensens sah, wie das Mädchen von Geldsäden, Automobilen zu träumen begann. Während er mit ihr in der Bar saß, fühlte er sich ganz in der Rolle des Direktors Helbing; es kam ihm nicht im geringsten die Idee ein anderer zu sein. Er nahm die ergebene und verliebten Blick. Elses wie etwas Selbstverständliches auf. Wozu hatte man sich ein Leben lang gequält? Wozu

war das alles gut, wenn man nicht einmal ein kleines Mädchen glücklich machen könnte?

Aber jetzt, als Jörensens bedrückt herum lief, gewann die Ueberzeugung in ihm an Stärke, daß die Visitenkarte sein dümmster Streich war. Wie sorgfältig sie sie eingepackt hatte! Was würde sie nun damit anfangen? Schon zur zweiten Verabredung war er nicht mehr gekommen. Else würde über ihrer Visitenkarte sitzen und Rache schwören. Ein Blick ins Telephonbuch genügt. Wenn Direktor Helbing erfuhr, daß er seine Karten mißbraucht hatte, würde das Unglück geschehen sein. Jörensens zitterte am ganzen Leibe; alle Welt staunte, wie schnell er zusammenfiel. Sein Ton wechselte zwischen übergroßer Freundlichkeit und größter Wut; die Stenotypistinnen beschwerten sich beim Chef. Helbing ließ den Buchhalter kommen, konnte aber nichts aus ihm herauskriegen. Frau Jörensens griff zu einem alten Hausmittel und bereitete heiße Umschläge vor. Jörensens drohte, seiner

Frau die nassen Handtücher um die Ohren zu schlagen. Die Gute brach in haltloses Schluchzen aus.

Die Affäre nahm einen seltsamen Ausgang. Jörensens bewachte das Telephon wie ein Schiehhund, er suchte zusammen, noch ehe sich die Schelle in Bewegung setzte. Seine Nerven waren von einer fast überirdischen Feinheit geworden. Als er schon fast dem Selbstmord nahe war, läutete eines Tages der Apparat und eine energische Damenstimme fragte nach Direktor Helbing. Jörensens wußte sofort, wer sprach. Zum größten Erstaunen des ganzen Bureaus nahm er einen gezielten Ton an, erzählte was von verreist sein, in absehbarer Zeit nicht wiederkommen und von anderen den aufstrebenden Angestellten ganz unverständlichen Dingen. Dann warf er den Hörer hin und fiel zusammen. Man mußte ihn auf ein Sofa schleppen, ihm die Weste öffnen, ihm die Schläfen reiben. Nach einer langen Weile öffnete er irr die Augen und

fragte, wo er sei. Man flüsterte, Jörensens werde irrsinnig.

Er wurde aber keineswegs irrsinnig; vielmehr ging es ihm nach diesem Zwischenfall besser. Er hatte das sichere Gefühl, Else werde das Unsichtbare ihres Bemühens einsehen und sich nicht wieder melden.

Eines Tages — ausgerechnet auch an einem Donnerstag — wurde Jörensens von einer Dame auf der Straße angesprochen. Es war Else. Jörensens jagte kein Wort, die Dame geriet in Wut. Sie begann laut zu schimpfen, und es sammelten sich einige Leute um das Paar. Jörensens nahm eine Taxe und kam erschöpft zu Hause an.

Dann hatte er Ruhe, und er wird nun wahrscheinlich ein weiteres Menschenalter im Bureau des Direktor Helbing verbringen. Am Tag seines goldenen Dienstjubiläums, wenn der Chef kommt und seine Visitenkarte schickt, wird er sich vielleicht seines Abenteuers erinnern und lächeln.

Monolog des Blinden.

Von Erich Kästner.

Alle, die vorüber gehen,
gehen vorbei.
Sieht mich, weil ich blind bin, keiner stehen?
und ich steh seit drei . . .

Jetzt beginnt es noch zu regnen!
Wenn es regnet, ist der Mensch nicht gut.
Wer mir dann begegnet, tut
so, als würde er mir nicht begegnen.
Ohne Augen seh ich in der Stadt.
Und sie drohnt, als stünde ich am Meer.
Abends lauf ich hinter einem Hunde her,
der mich an der Leine hat.

Meine Augen hatten im Angst
ihren zwölften Sterbetag.
Warum trauf der Splinter nicht die Brust
und das Herz, das nicht mehr mag?

Ah kein Mensch laßt handgemalte
Ansichtskarten, denn ich hab kein Blind.
Einen Groschen, Stück für Stück!
Wo ich selber sieben Pfennig zählte.

Früher sah ich alles so wie sie:
Sonne, Blumen, Frau und Stadt.
Und wie meine Mutter aussehend hat,
Das vergeß ich nie.

Krieg macht blind. Das sehe ich an mir.
Und es regnet. Und es geht der Wind.
Ist denn keine fremde Mutter hier,
die an ihre eigenen Söhne denkt?
Und kein Kind,
dem die Mutter etwas für mich schenkt?

„Sie können mich . . .!“

Von Peter Scher.

Wirkliche Untertanengemüter sind traurig, wenn sie zusehen müssen, wie Schalterbeamte in modernen Verkehrspalästen vor aller Augen höflich mit dem Publikum umgehen. Für solche gibt es Gott sei Dank auch heute noch jene kleinen müßig-verwinkelten Aemtchen, in denen man nach trauriger Bäckerei von einem Sekretär alten Schlags aus dem Schalter heraus angepöfien wird, daß es nur so raucht. Mit der Zeit wird es den Behörden ja immer schwerer fallen, dem Bedürfnis konservativer Romanistischer Redunung zu tragen und tånjehend altertümlich schnauzende Sekretäre anzutreiben; aber das soll ihre Sorge sein.

Eines Tages fand ich mich in so ein Aemtchen verschlagen und stand dort unter anderen

mit der Hand an der Hofenmaht Schlange. Es ging alles romantisch richtig vor sich. Die Schlange erschauerte vorchriftsmäßig, wenn es aus dem Schalter fauchte und glühte Frauen sahen einander ernst ins Auge, und Männern schossen selbige Erinnerungen an den Kasernenhof durchs Gemüt.

Da — ein Nistton! Alle fahren zusammen und lauchten atemlos.

Eine vom Sekretär mit Würde angeblasene junge Dame hatte schimpflich geantwortet. Sie hatte, wenn auch höflich, so doch immerhin gebeten, ihr statt einer Handvoll Silbergeld einen Schein herauszugeben, und der Beamte hatte es entschieden abgelehnt. Denn wie kommt ein junges Ding mit so einer Knabenstirn dazu und überhaupt: Wiber die sich etwa ein, daß eine Behörde mit schwerer Mühe im Interesse des gefesterten Publikums eine romantische Unternehmung aufrechterhält, bloß damit ein zufällig hereingerirrter Kaskewis der neuen Richtung alles durcheinanderbringt?

Air — bir — da gibt es nichts! Fertig.
Die in Ergebenheit schauernde Schlange war sich bewußt, daß der erregte Schalter ihre romantischen Interessen verteidigte, und finsternem Grübeln. Lange Zweifel zerrissen seine Seele.

Verstärktes Schnaufen. Dann Stille. Die Schlange hielt den Atem an: Um Gotteswillen — so ein junges Ding!

Da sagte das junge Ding und blickte dabei dem thronenden Schaltergott furchtlos ins Auge, sagte mit seiner Hellen, ein wenig spizen Stimme: „Dann gestatten Sie, daß ich mir etwas denke!“ und war auch schon davon.

Schwüle Pause.
„Anerkenn!“ stieß ein alter Herr mit Bekannschauung — wollte sagen Rollbart — hervor.
„Nur!“ „Ordinär!“ schrien ältere weibliche Schlangenglieder.

Nur ein Herr in den berühmten besten Jahren, der die ganze Zeit geschauungzeit hatte, brach eine niedliche, kleine Lanze für das fortgeschrittene Mädchen: „Sie kann sich doch etwas Erfreuliches gedacht haben!“

Er wurde von der Uebermacht der ins gute Alte verblissenen Schlange glattweg abgelehnt. Als der Sekretär wieder allein war, verzerrte er lange in finsternem Grübeln. Lange Zweifel zerrissen seine Seele:

- a) Die Person hat sich ohne ausdrückliche Zustimmung gestattet, etwas zu denken;
- b) was hat sie sich gedacht und

c) wenn sie sich das gedacht haben, was sie sich gedacht haben könnte — wie ist sie zu belangen?

„Hoffnungslos ausgeliefert!“ murmelte er dumpf, und nur der Gedanke, daß die große Schlange auf seine Seite getreten war, als die Kleine ihm das geboten hatte, gab ihm Kraft zum nächsten würdevollen Aufpuff.

Keine Kurzsichtigen mehr?

Bisher meinte man, daß die Entstehung der Kurzsichtigkeit auf Vererbung beruhe und daher nicht verhindert werden könne; doch kann die erbliche Anlage höchstens den Boden für die Erkrankung vorbereiten, nicht die Kurzsichtigkeit selbst herbeiführen. Daß bei der Kurzsichtigkeit auch die Naharbeit eine große Rolle spiele, wurde schon in den achziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen. Nach Untersuchungen von Prof. Lewinsohn in Berlin scheint aber in Wirklichkeit die wichtigste Ursache die Schwerekraft zu sein, die den Augapfel bei der Kopfneigung nach unten zieht und ihn allmählich dehnt, namentlich im wachstumsfähigen Alter. Diese Theorie der Verlängerung des Augapfels erklärt auch die bei den Kurzsichtigen gefundenen anatomischen Veränderungen. Die Tatsache, daß in manchen Berufen, z. B. bei Juweliereu, und Stickerinnen, trotz intensiver Naharbeit wenig Kurzsichtige zu finden sind, rührt wohl daher, daß die Angehörigen dieser Berufe mit geringer Kopfneigung arbeiten. Durch Entkräftigung der Augachse konnte auch bei Versuchstieren künstlich Kurzsichtigkeit erzeugt werden. Bei Affen genügen dazu einige Monate; dann zeigen sich bei ihnen dieselben anatomischen Veränderungen wie bei kurzsichtigen Menschen. Diese Versuche wurden neuerdings von Forschern auf Java nachgeprüft, die kürzlich in der Berliner Ophthalmologischen Gesellschaft darüber berichteten. Von sieben jungen Affen wurden fünf in einem Jahr kurzsichtig — bis zu einem Grad von 2.25 bis zu 4 Dioptrien.

Um Kurzsichtigkeit zu verhüten, wird daher vorgeschlagen: Aufklärung der Bevölkerung über die schädliche Kumpf- und Kopfneigung im wachstumsfähigen Alter, besonders in Schulen, Einführung geeigneter Pulte und Schulbänke, durch die die Bücher schräg gehalten werden, Anwendung der leichter mit geradem Kopf schreibbaren Bateinschrift in den ersten fünf bis sechs Jahren des Unterrichts und Stärkung des Organismus durch Leibesübungen.

Das Grauen des Helidentodes.

Der Bericht eines Sanitätsfeldwebels über den Weltkrieg.

Dem Buch Remarques vom „Helidentod“ im Graben, in der Feuerlinie, gesellt sich nun ein Buch über den „Helidentod am Verbandplatz“ an. (H. W. Frey: „Die Pflichten des Sanitätsfeldwebels“. Ein Sanitätsroman. Gustav Kiepenheuer-Verlag, Berlin.) Ein Sanitätsfeldwebel berichtet von der Tätigkeit der Sanität am westlichen Kriegsschauplatz berichtet vom Todeskämpfen, von den Todesfällen auf den Verbandplätzen, berichtet von der Unzulänglichkeit der Sanität, dem mechanischen Morde nachzukommen, berichtet von der tiefsten Erniedrigung der menschlichen Kreatur in jener großen Zeit des Seelen-aufschwunges, da die Soldaten mit Tripper-eiter handelten, sich ihm gegenseitig verkauften, nur um dem erbarmungslosen, von Menschen auf Menschen gelenkten Eisenhagel zu entgehen. Die ihm nicht entgehen, kommen auf den Verbandplatz. Hier arbeitet der Sanitätsfeldwebel Junk — so heißt der Held des Buches, von dem erzählt wird. Zuerst ist er Krankenträger, dann Schreiber und Helfer, wenn die „großen Aktionen“ einsetzen. Wer wußte bisher von der Arbeit der Sanität? Ihre Plätze waren Durchgangsstationen entweder für die Ewigkeit oder für das Hinterland. Nun erzählt man und schaudert zusammen beim Lesen dieses Berichtes, wie wunderbar die Armeen fürs Morde und wie unzulänglich sie fürs Heilen eingerichtet waren, wie der Verwundete wie ein Stück unbrauchbares Fleisch von dem Gefunden behandelt wurde. O ja, es war eine große, eine herrliche Zeit, die Zeit des Stahlbades...

Nachstehend geben wir einige Auszüge des Buches wieder.

Krankenträger.

„Der Krankenträger schleift und zerrt auf der Trage unbrauchbar gewordenen Soldatenmaterial zusammen: durch Lehm, zähen Kot, Wasser, über freies Gelände, das uneben ist, aufgerissen oder fumpfig. Es geht Kilometerweit so und immer können in den Gräben nur zwei gleichzeitig tragen — nicht vier, wie es schon sauber daheim im Kasernenhof maßvoll geübt wird. Räumlich wegen der Schmalheit der Gräben tragen nur zwei Mann leuchtend auf ihren Achseln an die zwei Zentner, stolpernd, schwankend halb niederstürzend unter dem Gewicht, beim Jammergeschrei des unansehnlich behandelten Passagiers... Jeder Schritt will leuchtend erkämpft sein. Das Kreuz geht schier in Trümmer, die Achseln schmerzen sich wund. Schweiß bricht so sehr aus, daß er die Augen überflutet... Gewehrfeuer knallt mit nassem Peitschen aus der Richtung, in die sie gehen müssen, um Verwundete zu holen. Sie kommen bald in den Bereich, ohne noch den Laufgraben gewonnen zu haben, der sie auf den Kampfgraben zuführen soll. Sie toppen über freies Feld, bössartig ist das Vorbeifliegen der Geschosse.“ Wandmal bricht da und dort eine von ihnen, die Verletzte, Verwundete, Tote aus der Kampflinie holen sollen, zusammen, bleibt selbst verwundet, verhämmelt, tot liegen. Ganze Sanitätspatronillen wurden abgeschossen.

„Die Sanitätswagen aber dürfen — Anordnung höherer Stellen! — möglichst nicht ins Feuer hineinfahren werden. Sie müssen — Materialknappheit! — möglichst geschont bleiben, und wenn die Schonung des Menschenmaterials darunter leiden sollte...“

Handel mit Eiter.

Nur heraus aus der Linie, aus der Hölle, aus dem mechanischen Morde und Gemordetwerden ist die Parole Hunderttausender Front-

soldaten. Jedes Winkel, das dazu verhilft, ist gerade gut genug, man zerstreut sich seine geraden Glieder, man frißt Pulver und Dynamit, um die Selbstsucht zu bekommen, man spritzt sich, wenn man ihrer habhaft wird, Milch in den Hintern, um Fieber zu erzeugen... man macht auch noch anderes. Der Sanitätsfeldwebel Junk erzählt: „Der Gefreite Köbisch hat zweifelslos einen Tripper und muß ins Lazarett abgehoben werden. Wo hat er ihn her? Die Infektionsquelle ist festzustellen, damit sie möglichst ausgemergelt werden kann. Aber Köbisch hat zu wenig Phantasie, um irgendeine Umarmung zu stichtiger Stunde in irgendeinem Winkel zu erfinden. Es ist ihm auch nicht leicht gemacht, denn das Regiment ist seit langem mit Frauen nicht in Berührung gekommen. So muß er, in die Enge getrieben, mit der Wahrheit herausrücken: er hat die Krankheit von einem bezogen, der vorige Woche aus dem Heimaturlaub insizier zur Truppe zurückkam. Ehe dieser, in der Großstadt mit Gift verlehene, dem Lazarett zugeführt wurde, hat Köbisch ihm gegen zwei Mark ein wenig Tripper abgekauft und sich damit beschmierert. Es häufen sich in der Folge die Tripperfälle, deren Herkunft nicht immer so eindeutig, aber doch sehr verdächtig sind...“

„Besteht ist auch die Erzeugung eines Verdachtes auf frische Lues. Man legt sich eine Sublimatpastille auf und hat höllische Schmerzen auszuhalten, aber es gibt alsbald eine hübsche Entzündung, die den Truppenarzt schleunigst veranlaßt, diesen, des Primäraffektes Verdächtigen, ins Hinterland abzuschieben...“

„Ausgezeichnete Möglichkeiten bieten die häßlichen Venenentzündungen. Man verlängert und verschlimmert sie so, daß Revierbehandlung nicht mehr ausreicht — dadurch, daß man auf die bloßen Wunden, unter die Verbände, Kupfergeldstücke, Zianolpapier, kratzende Strohhalme, Eisennägel einschmuggelt. Hat man schlaflose Nächte, von Fein durchzuckte Tage? Was tut es!...“

Verwundete.

Singend, unter dem Hurtagelächel der anderen, mit Blumen- und bändergeschmückten Mützen waren sie in der Heimat zum Bahnhof marschiert, spielend trieb sie vaterländische Marschmusik aus der Gruppe in den Gräben. Wie kamen Hunderttausende, Millionen von dort zurück? So: „Einem Pionier ist die Bauchdecke weggenommen. Die Därme quellen hervor, blaugrau, trägt sich rührend, als wollten sie über die zerseperte Uniform davontreiben. Der Mann liegt auf dem Rücken, er blutet erschreckendertweise kaum. Er sagt nur unablässig mit hoher, entsetzlich kläglich Stimme: „Hu, mich friert... hu mich friert.“ Er hat den jäh einsetzenden Frost der Schwerverwundeten... Da liegt ein Leutnant einer Maschinengewehrkompanie: die Brust ist ihm aufgerissen in der ganzen Breite, die Rippen sind weggeschlagen, die verletzten Lungen arbeiten schwermig, er leucht geblutet, Schweiß läuft über ein immer noch kräftiges Gesicht. Man kann ihn gar nicht verbinden, so ungeheuer ist die Zerstörung, rote Blasen steigen und fallen rasend — aber er lebt noch immer... Für einen anderen aber ist Morphium sehr notwendig, für einen französischen Mitraillenschützenweibel, der eine schwere Kopfwunde hat. Apselgroß fehlt ihm ein Stück Hirnschale über der Schläfe. Das grüne Gesicht ist gedunsen. Er hat den Verband beiseitegezerrt, die Finger zupfen an schwarzgebluteten, Blut- und schmutzverklebten Haaren, zupfen an den Wundrändern. Zerrißenes Gehirn pulst da-

zwischen, wie ein kleines, braunrot überkrustetes Kissen, das sich in rasendem Takte bläht und senkt... Gesicht! Hat der noch eines, den sie da bringen? Sein Kopf ist ein schwärzlicher Klumpen, von Blutrinnen durchzogen. Haut hängt überall losgelöst herab und riecht verbrannt. Wo ist die Nase? Kann er sprechen? Nein, er lallt unverständlich. Hat er noch eine Zunge? Jedenfalls lebt er und ist bei Bewußtsein. Ob die Augen erhalten sind, läßt sich nicht erkennen. Feuer ist ihm ins Gesicht gesprungen... So liegen viele auf Heu, auf Matrasen, mit zerstörten Därmen, zerplatzten Harnblasen, zerhackten Lungen, zerhoblenen Kehlköpfen, eisenversehene Schädeln — die Aufgegebenen.“

Während sie noch rädeln, stöhnen, mit irren Gedanken über die Qualen hinweg an Vater, Mutter, Weib und Kind, an die Bräutchen, wird, wenige Schritte von ihnen entfernt, schon das Massengrab für sie geschaufelt...

Und wie sie gestorben sind.

Nein, sie werden nicht einmal fortgeschafft, die Schwerverwundeten. Ueber dem Verbandplatz — der Keller eines ehemaligen Schlosses — liegt schweres Feuer, die Strahlen nach rückwärts liegen unter Feuer, wenn auch die Sanitätswagen angefahren kommen — sie können gerade die leichter Verwundeten aufladen und davonjagen — wer hätte Zeit, die Schwerverwundeten zu bergen?...

Während einer Verschiebung macht der Sanitätswagen, mit dem der Sanitätsfeldwebel Junk fährt, irgendwo auf freiem Felde halt. Da kommt eine preußische Feldküche angefahren. Durch über dem Kochfeld liegt ein Verwundeter: der Arm ist ihm abgeschossen, ein Beil von Haut, Knochen und Blut hängt in der Achselhöhle. Die Mannschaff der Feldküche ladet ihn sofort ab, obwohl die Sanitätsfeldwebel versichern, ihm könne hier nicht geholfen werden, der Mann müsse zurück und sie, die Sanität, gehe nach vorn. Rührt nichts, der Verwundete wird auf die regennasse Erde gelegt. „Kamerad... so weh... so kalt... und Durst, Kamerad,“ jammert er. Durst? In einem Trinkbecher wird Regenwasser gesammelt, davon trinkt der Verwundete. „Kamerad, wenn nur der Arm wieder gut wird! Nicht wahr, das kannst du mir versprechen? Ich bin nämlich Musiker, ich bin Geiger...“ Der Arm ist aber sozusagen schon nicht mehr da. Junk hat die Stirn, jenem alles zuzuschauen, was er hören will. So etwas lernt man ja, man macht sich frech zum Spießgesellen des Krieges — wenn man ihn auch stündlich mehr verachtet und bespottet... Dem Verwundeten ist nicht zu helfen, nur lindern kann man den Schmerz durch Morphium, und so werden ihm einige Spritzen verabreicht. Sie können ihn nicht mitnehmen, denn sie müssen ja nach vorn, näher heran an den Eisenhagel. Was nun? Glücklicherweise erleidet sich der Fall von selbst: als sie wegfahren — sind seine Augen schon glasig...

Das Leben magst du wohl vergleichen einem Feste, Doch nicht zur Freude sind geladen alle Gäste. Gar manchen, scheint es, lud man nur, um die Beisitzer zu übertragen, daß die Luft den andern werde. Den Esel lud man einst zu einem Hochzeits-schmause, Weil es zu tragen Holz und Wasser gab im Hause. Der Esel dachte stolz, geladen bin ich auch, Tatwohl, beladen mit dem Tragreiß und dem Schlauch.

Begegnung mit der Armut.

Von Jens Wallek.

Nach dem Mittagessen ging der alte General mit seiner Frau ins Dorf spazieren. Raun hatten sie das prächtige Kasell verlassen, als sie einer Bettlerin begegneten, die ein Kind auf dem Arm trug und ein zweites an der Hand führte. Die Kleider der drei waren völlig gerfekt, aus ihren Augen schrie der Hunger. Als sie an dem General vorbeikamen, wimmer'e die Frau mit müder, flehender Stimme etwas. Der alte General wendete sich an seine Frau:

„Verstehst du, Lieblich, was sie will?“

„Sie bittet um einige Pfennige.“

Der alte Herr blieb stehen und sah seine Frau erstaunt an.

„Einige Pfennige? Sowohl sie als auch ihre Kinder sind mager. Sie essen also nicht. Sie gehen in Lumpen, geben also für Kleider kein Geld aus. Sie wohnen in einer alten baufälligen Scheune, zahlen also auch keine Miete. Wozu brauchen sie dann Geld?“

Die Frau des Generals sah mit zustimmender Teilnahme ihren Mann an, der einige Augenblicke schwieg und dann abermals zu sprechen begann:

„Wenn diese Frau bettelt, was soll dann erst ich tun, da ich doch ein Vermögen für Essen und Kleider brauche?“

Die Insel der Kopfläger.

Eric Mjöberg, ein junger schwedischer Forscher, ist unter unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren tief ins Innere von Borneo, der drittgrößten Insel der Welt, eingedrungen und hat dort lebende Eingeborenensämme, ihre Sitten und Gebräuche, zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht. Er hat in dem Lande mehrere Jahre verbracht und die Ergebnisse seiner Untersuchungen über Land, Leute und Tierwelt in einem Buche veröffentlicht, das im Verlage H. A. Brodhaus, Leipzig, vor kurzem erschienen ist. („Durch die Insel der Kopfläger.“ Von Eric Mjöberg. Preis 8 Mk., Ganzleinen 10 Mark.) Das Innere von Borneo ist von der europäischen Kolonisation unberührt geblieben, weil es nach seiner Naturbeschaffenheit wenig Gewinn verspricht. Von dieser weitabgekehrten ursprünglichen Tropenwelt, ihren Bewohnern und den Verhältnissen unter denen sie leben, gibt der Verfasser eine so plastische und interessante Schilderung, daß der Leser seine Eindrücke und Erlebnisse im Geiste miterlebt. So lang der Arm der weißen „Kulturträger“ auch ist, bis in die schwer zugänglichen Berge der Insel reicht er nicht und so lebt hier das Volk der Dajakten, das heute noch wie vor Jahrhunderten und vielleicht Jahrtausenden dem Sport der Jagd nach Köpfen, wirklichen Menschenköpfen huldigt. Einen Menschenkopf zu erjagen, gilt als entscheidender Beweis des Mutes bei den Angehörigen dieses primitiven Naturvolkes. Anfangs begleiteten Mjöberg mehrere Soldaten zum Schutze gegen die Kopfläger, die aber, als die Schwierigkeiten des Vordringens in dem weg- und pfadlosen Lande zu groß wurden, ihn verlassen. Mjöberg geht ohne diesen Schutz dennoch dem gefährlichen Ziele entgegen und bei den gefährdeten Wilden angekommen, versteht er es, sich mit ihnen auf guten Fuß zu setzen und sogar ihre Freundschaft zu gewinnen. Er lebt lange Zeit unter ihnen und gewinnt alle gewünschten Einblicke in ihren Götterglauben und ihre Bräuche. Ungehindert kann er seine naturwissenschaftlichen Forschungen betreiben und mit reichen Ergebnissen heimkehren. Vorher macht er einen

längeren Besuch nach dem seltsamen Fürstentum Sarawak, das einstens von einem Abenteuerer gegründet wurde und in dem ganz ungläubliche Zustände herrschen. Das Buch enthält gabelreiche nach Photographien hergestellte prächtige Abbildungen. Wer sich für Völkerkunde, für ferne Länder interessiert, der wird an dem Buche reichen Gefallen finden. f.

Was mancher nicht weiß.

Die gefährliche Einwirkung der Luft auf Eisen, wobei das Eisen mit dem Sauerstoff der Luft sich zu einer braunroten, zerfallenden Masse verbindet (oxidiert), nennt man Rosten. Unser Leben wird durch einen Verbrennungsprozeß erhalten. Um den Sauerstoff, der hierzu nötig ist, in alle Zellen zu bringen, werden in der Lunge die roten Blutkörperchen damit beladen. Diese enthalten Eisen (in Form von Hämoglobin). In der Lunge verbindet sich nun dieses Blutessen mit dem Sauerstoff, es tritt tatsächlich ein Rosten der Blutkörperchen ein. Diese tragen dann den löslichen Stoff in alle Körperteile und somit unterhält das Blutrosten unser Leben.

In jedem Pferdehals in Persien wird auch ein Schwein untergebracht. Man hegt den Glauben, daß dieses auf die Gesundheit der Pferde einen günstigen Einfluß ausübt.

Der Rheinfall bei Schaffhausen, der in der Sekunde 260 Kubikmeter Wasser herabstürzen läßt, wäre imstande, eine Million 500erziger Metallfadenlampen zu unterhalten.

Die Sonne bewegt sich seit Jahrtausenden in jeder Sekunde mit allen ihren Planeten in gerader Linie 19 Kilometer nach dem Sternbild des Herkules zu.

Die schönsten und teuersten Ragen sind die sogenannten siamesischen. Sie werden mit 400 Mark und noch mehr das Stück bezahlt.

Die Zahl der Hochzeiten in Europa alljährlich ist auf rund 4 Millionen berechnet worden.

Die Todesubstanz des Blutes beträgt bei Männern 21,6 Prozent, bei Frauen 19,8 Prozent.

Die Haut der innerafrikanischen Neger ist anderthalbmal dicker als die der Europäer.

Anfang des Jahres 1927 erzeugten 13 amerikanische Automobilfabriken in einem Monat so viel Automobile, wie 91 deutsche Automobilfabriken in einem ganzen Jahre.

Die Dehnbarkeit des Silbers ist so groß, daß man Drähte von solcher Feinheit herstellen kann, daß zwei Kilometer des Drahtes nur ungefähr ein Gramm wiegen.

Allerlei.

Tintenstift ist giftig! Verletzungen mit Tintenstift verursachen, wenn ein abgedrohenes Stifstückchen im Gewebe zurückbleibt, ein Brandwerden der Umgebung, das zu einer fortschreitenden Geschwulst führen kann und meist erst nach einem chirurgischen Eingriff heilt. Besonders gefährlich werden Tintenstiftverletzungen, wenn etwa durch den mit Tintenstift beschmutzten Finger das Tintenstift auf die Binde- oder Hornhaut des Auges gebracht wird. Diese schon seit längerer Zeit bekannten Erbscheinungen, sowie Tierversuche, die russische Forscher kürzlich mit Tintenstiftstückchen an Rattinnen anstellten, beweisen die große Giftigkeit des in den Tintenstiften enthaltenen Anilinfarbstoffes für den Organismus. Es muß deshalb davor gewarnt werden, angepöpte Tintenstifte ungeschützt in der Tasche zu tragen oder gar an die Lippen zu führen.

Elektrisches Rasieren. Eine Firma in New York hat einen klingelosen elektrischen Selbstrasierapparat erfunden. Der Mechanismus basiert auf der schnellen Bewegung zweier parallel gelagerter geschliffener Platten und ist so angeordnet, daß jedes Schneiden und jede Verletzung unmöglich gemacht sein soll. Der Apparat kann an jede Vchleitung angeschlossen werden und ist kaum umfangreicher als ein gewöhnlicher Rasierapparat.

Eine Vagabunden-Biographie. Einer der beim Stuttgarter Vagabundenkongreß beteiligten Künstler, der Maler Lombrod, entwirft in der Vagabundenzeitung „Der Kunde“ folgendes gedrängtes Lebensbild von sich: „Protetartierkind aus dem Ruhrgebiet. Arbeiter im Bergwerk, in der Fabrik, Ausreißer. Schiffsjunge beim Norddeutschen Lloyd. Heringsfänger, Landstreicher, Abenteuerer, kaiserlicher Mörder beim Marinekorps in Flandern. Agitator der Kommunistischen Partei. Barrikadenkämpfer. Sträfling — Landstreicher — Kunde und jetzt Vagabund. Seit fünf Jahren Vagabund. Fünf Jahre Herberge, Asyl, Schweinejast, Heuboden als Nachtquartier. Meine Mutter ist die Landstraße, Mutter und Freundin zugleich — mein Freund ist der Zufall mein Vater die Not; die Sonne ist meine Schwester — Bruder ist mir jeder Mensch. Der Hunger ist mein ständiger Gefährte, und Gefährtin ist die Sorge. Auch eine Geliebte habe ich: die Kunst!“

Weiteres.

Vereinfachtes Verfahren. „Warum gehst du nimmer zum alten Herrn Pfarrer und nur mehr beim jungen Herrn Kooperator besichtigen, Liese?“ — „Oh, das hat seinen Grund, — dem brauch' ich meine Sünden nicht erst lange anzujähle, — der ist ja daran beteiligt.“

Vandербилт gab niemals Trinkgeld. Kürzlich flog er in einem kalifornischen Hotel ab. Das Stubenmädchen wartete zwei Wochen vergeblich auf einen Obulus. Schließlich sprach sie ihn an: „... Ach, Mr. Vandербилт, heute Nacht habe ich geträumt, Sie haben mir zehn Dollar geschenkt!“ — Vandербилт kratzt sich am Kopf: „... Zehn Dollar ... hm ... ein bißchen viel ... Na, mach' nichts ... Behalten Sie sie nur!“

Verkehrte Welt. „Endlich stichst du also ein, daß deine Gattenwahl unüberlegt war.“ — „Gewiß, ich hätte dich heiraten sollen. Ich glaube, als Hausfreund ist mein Mann interessanter als du!“

Der glückliche Mr. Jones. „Jones, du hast dich mit einer der süßen Zwillingsschwester Higgins verlobt?“ — „Ja, und ich bin unerhört glücklich.“ — „Aber wie hältst du sie beim Rücken auseinander?“ — „Das ist eben nicht!“

Erkenntnis. Pfarrer: „Was, Fochenbauer, du glaubst nicht mehr an die Heiligkeit der Ehe?“ — „Na, seitdem ich Hochwürden bei meinem Weib erwacht habe, nimmer.“

Glück. „Ich habe kein Glück bei Frauen.“ — „Dast du ein Glück!“

Die Kuh. Ein Meister des Pinsels hat sich studienhalber auf der Alm insalliert. Am nächsten Morgen spricht er leutselig: „Mine, stell die Kuh 'naus, i möcht sie maken.“ Darauf Mine: „Na, na, daraus wird wg. Weiß gefallt sie mir besser.“

Lebe. „Fahre mit mir nach Capri!“ — „Bedenke die lange Fahrt, du verträgst doch Schiffahrt und Eisenbahn nicht!“ — „Ach, mein Karl, die Biene ist doch das beste Mittel gegen Seeskrankheit!“ — „Schon, schon! Aber was machst du auf der Rückkehr?“